

# Freund oder Feind, das ist die Frage

**NEU IM KINO Denis Villeneuves «Arrival» um einen der Menschheit bescherten Besuch aus dem All ist einer der faszinierendsten – und klügsten – Science-Fiction-Filme überhaupt.**

Die Erde ist rund. Sie ist ein Planet, Teil eines Sonnensystems, das seinerseits Teil einer Galaxie, diese Teil des Alls ist und so weiter, darüber ist sich die Menschheit des 21. Jahrhunderts einigermaßen einig. Auch die Zeit als eine vom Jetzt in die Zukunft verweisende und sich auf die Vergangenheit beziehende Achse versteht man mehr oder weniger allgemeingültig. Und Sprache definiert man, selbst in ihrer Schriftlichkeit, meist als ein aus Lauten, Worten und Sätzen bestehendes System zur Kommunikation. Doch das alles ist menschengemacht beziehungsweise menschlich gedacht.

## Bildlich eine Wucht

Und aus dieser Mensch-irdenen Perspektive lässt sich vermuten, dass auch anderswo in den Weiten des Alls Leben besteht; dass Extraterrestrische und Menschen irgendwann aufeinander treffen, davon nährt sich ein

grosser Teil der Science-Fiction. Auf die Leinwand gebracht finden solche Begegnungen meist irgendwo im All statt mit den Menschen, die in fremder Ferne als Besucher eintreffen. Nach dem ersten, meist mit Schauergruselneugier versetzten Erstaunen über das Aussehen der Aliens geht es dann meist schnell zur Sache: Man ist sich feind, greift zur Waffe, rangelt ums Überleben und um die Macht im Universum.

Spannender sind die umgekehrten Geschichten, in denen Besucher aus dem All auf der Erde eintreffen. So wie aktuell in Denis Villeneuves «Arrival», dem Ted Chiangs mehrfach preisgekrönte Kurzgeschichte «Story of Your Life» zugrunde liegt. Mit nicht weniger als zwölf Raumschiffen zur gleichen Zeit trifft der Besuch aus dem All auf der Erde ein. Die Raumschiffe, elliptisch, dunkel und riesig gross, sind elegant designt: Bild-

lich ist «Arrival» (Kamera: Bradford Young), wie die meisten Villeneuve-Filme – «Sicario» etwa, aber auch: «Enemy», «Prisoners», «Incendies» –, ziemlich eine Wucht.

## Grenzen des Genres ausloten

Die Raumschiffe landen nach nicht durchschaubarem Plan verteilt über den ganzen Erdball, eines davon im US-amerikanischen Montana. Nachdem das Militär bei der ersten Kontaktaufnahme scheitert, zieht man die Sprachwissenschaftlerin Dr. Louise Banks (Amy Adams) und den Physiker Dr. Ian Donnelly (Jeremy Renner) bei.

Mit Banks und der tristen Geschichte um ihre Tochter, die als junge Erwachsene an einer seltenen Krankheit stirbt, setzt «Arrival» auch ein. Banks' Erinnerung, ihre Erzählung an die Zeit mit ihrem Kind, zieht sich als roter Faden durch den Film. Schon diese Verankerung der Geschichte im Privaten stellt klar, dass Villeneuve mit «Arrival», so wie er es in anderen Filmen tat, die Grenzen des Genres auslotet und aufbricht.

Obwohl die ganze Welt in Alarmbereitschaft ist, sich überall die Armeen bereitmachen und die Staatsführer im Krisenmodus agieren, ist solch kriegerisches Getöse in «Arrival» bloss Hintergrundgesäusel. Denn eigentlich geht es darum und so lautet denn auch der Auftrag von Banks und Donnelly, herauszufinden, ob man mit den Aliens Kontakt aufnehmen und kommunizieren kann. Und falls das klappt, ist raschmöglichst abzuklären, ob die Eindringlinge feindliche oder freundliche Absichten haben.

## Aussehen der Aliens fasziniert

Es ist, wie in anderen SF-Filmen, auch in «Arrival» das Aussehen der Aliens einer der faszinierendsten Momente: Sie ähneln riesigen Oktopoden, haben aber bloss sieben Beine oder Arme und werden deswegen als «Heptapoden» bezeichnet. Sie hocken in ihrem Raumschiff, ab und zu öffnet sich dessen Klappe, Banks und Donnelly dürfen rein, eine durchsichtige Scheibe trennt sie von der anderen, neblig erscheinenden Raumseite, aus deren Tiefen Abbott und Costello –

auch ein bisschen Spass muss in einem SF-Movie sein – dann unvermittelt auftauchen. Sie reden nicht, zumindest nicht lautverständlich, sondern gurren. Aber sie schreiben.

Mittels aus ihren Tentakeln ausgestossener Tintenkringel, die zu entschlüsseln, für Banks nun also eine riesige Fleiss-, Intelligenz- und Intuitionsaufgabe ist. Philosophisch so faszinierend untermauert wie die «Matrix»-Trilogie ist «Arrival», und obwohl es zwar mal eine Explosion, aber dann doch fast keine Action gibt, höchst spannend.

Ein Film, der brennende Fragen stellt, zum Beispiel, wie Sprache unsere Wahrnehmung und somit unser Denken und Handeln beeinflusst oder wie die Menschheit als Gesamtheit sich gegenüber Eindringlingen aus dem All verhält. Abgerundet mit einem Schuss Romantik – selbst unter hochdotierten Wissenschaftlern muss solches bisweilen sein –, ist «Arrival» vom ersten bis zum letzten Bild so fesselndes wie clever zum Nachdenken anregendes Science-Fiction-Kino. Irene Genhart

## DVD Tipps

### Megastars dank Spass am Sein



**Eight Days a Week**  
Ron Howard, Impuls  
★★★★

Nicht einmal alle Beatles-Fans wissen, dass die Fab Four nach ihrem Durchbruch 1962 nur vier Jahre tourten. Warum das so war, zeigt Ron Howards Dokumentation, Porträt auch einer Epoche, in der sich die Welt wandelte. Der Blockbuster-Regisseur («Inferno») fokussiert auf die Entwicklung der Band vor und während der sogenannten Beatlemania. Nur kurz skizziert er ihre harten Lehr- und Wanderjahre und verliert kein Wort über die Gründe, die zur Auflösung der Formation führten. Aus der Endphase zeigt er nur den letzten öffentlichen Auftritt, das spontane Dachkonzert von 1969. Howard setzt viel bisher unveröffentlichtes Material ein: tonlose Super-8-Filme, die digital mit Konzertmitschnitten kombiniert wurden, und private Aufnahmen aus dem Backstagebereich. Sie verdeutlichen, was neben der genialen Musik die Faszination der Beatles ausmachte: Kunst und Leben waren für sie eins. Sie machten, was ihnen Spass machte, und zogen daraus die Inspiration für ihr Schaffen – das absolute Gegenteil zum bitter strengen Lebensernst der damaligen Erwachsenen- generation. Paradoxerweise waren es die ausrastenden Fans, denen bei immer gigantischeren Konzerten die Musik offenbar egal war, die den Beatles die Unbeschwertheit austrieben. tdv

### Mit Wut und Hass an die Spitze



**Oasis: Supersonic**  
Mat Whitecross, Ascot Elite  
★★★★

Mitte der 1990er war Oasis die erfolgreichste Band auf dem Planeten und galt als Nachfolger der Beatles. Wie das einem Haufen Versager in nicht mal fünf Jahren gelang, zeichnet Mat Whitecross' atemlose Dokumentation nach, ein Lehrstück auch über den brutalen Prozess, der Künstler schaffen und zerstören kann (der Niedergang wird im Film aber nur angedeutet). Alles beginnt im Armenviertel Manchesters, Geburtsort von Liam und Noel Gallagher, die den Kern der Band bilden werden. Der Vater schlägt die Mutter und prügelt dem Ältesten das Talent regelrecht ein – so der Betroffene, Noel, sarkastisch. Der Jüngste kriegt keine Hiebe, was für ihn fast schlimmer ist und mit ein Grund für die fast mörderische Rivalität der Geschwister wird. Die früh erlebte Hölle macht sie unempfindlich für Ausgrenzung, Perspektivlosigkeit und Rückschläge: die ideale Haltung zukünftiger Rock-'n'-Roll-Stars, Voraussetzung auch, um die Hungerjahre zu überstehen. Andere Emotionen als Wut und Welthass gibt nur die Musik, die darum das Einzige ist, was die Brüder interessiert. Je mehr man über ihre Vergangenheit erfährt, umso besser versteht man ihr spöttisch-arrogantes Gebaren und erkennt, dass sie die trotzige 90er-Jahre-Version der Fab Four waren. tdv



Was wollen die Aliens? Louise Banks (gespielt von Amy Adams) und Ian Donnelly (Jeremy Renner) müssen das herausfinden.

zvg

# Religions- als Musikbegeisterung

**TONHALLE Ein Porträt des Komponisten Mendelssohn aus der Perspektive seines geistlichen Schaffens: Was Thomas Hengelbrock mit seinem grossen Ensemble in der Tonhalle bot, stimmte auch auf Weihnachten ein.**

Warum das Programm mit «Opus Magnum» überschrieben ist, ist ein Rätsel. Das Balthasar-Neumann-Ensemble und der Chor gleichen Namens, die mit ihrem Gründer und Leiter Thomas Hengelbrock auf Tournee sind und am Dienstag auch das Publikum in der Zürcher Tonhalle begeisterten, haben nicht eines der grossen Oratorien, «Paulus» oder «Elias», von Felix Mendelssohn im Gepäck. Zu hören war eine wohlkomponierte Folge unterschiedlichster Vertonungen geistlicher Texte: ein Magnificat, ein Ave

Maria, zwei Choralkantaten, ein Psalm und das Fragment eines Oratoriums, das unter dem nicht von Mendelssohn stammenden Titel «Christus» bekannt ist.

Vom «Magnificat» von 1822, das mit einer Fuge über vier Themen die unglaubliche Meisterschaft des Dreizehnjährigen vorführte, bis zum Fragment, das den Komponisten durch seinen frühen Tod 1847 hinterliess, schlug das Programm einen biografischen Bogen. Dieser führte zu den Sonntagskonzerten im grossbürgerlichen Elternhaus, auf die für den 22-Jährigen inspirierende Rom-Reise und nach Berlin, wo Mendelssohn 1843 Generalmusikdirektor der Berliner Dommusik wurde.

Überblickt man diese Karriere, gibt es gute Gründe, die geistliche Vokalmusik als den roten Faden, oder eben als Opus Magnum sei-

nes Schaffens zu bezeichnen – also trotz Violinkonzert, Sinfonik und Sommernachtstraum-Musik als Hauptwerk zur höheren Ehre Gottes.

## Akribisch und musikantisch

Thomas Hengelbrock, auch Chef der NDR-Elbphilharmonie, mit der er im Januar Hamburgs glorioles Konzerthaus eröffnen wird, führte Chor und Orchester ebenso akribisch wie musikantisch grosszügig: Zu erleben war in den fein ausgearbeiteten, aber frisch musizierten Interpretationen, wie ernst Mendelssohn es mit der Religion nahm, wie unabhängig er aber auch über die Konfessionen hinaus komponierte, und vor allem, wie sehr es ihm dabei um Musik ging.

Die «Verschmelzung von romantischer Gefühlswärme mit barocker Formstrenge», wie die

Formel für Mendelssohns geistliche Vokalmusik lautet, wurde im Konzert reichlich mit Klangleben erfüllt: mit dem auf alten Instrumenten spielenden, in den Streichern gross besetzten Ensemble mit farbenreicher, manchmal auch etwas brummender Sonorität, vom Chor mit Präzision, Beweglichkeit und gerundetem Klang.

Dass alle Chormitglieder solistische Aufgaben übernehmen können und zahlreich auch übernehmen, bekräftigte seine souveräne Präsenz. Dass das oratorische Format im Ganzen mit eben diesen Chorsolisten unterschiedlich sein kann, war aber auch zu hören. Zu den Herausragenden gehörte etwa die Sopranistin Katja Stuber, die in der Choralkantate «Vom Himmel hoch, da komm ich her» das Höhenlicht leuchten liess.

Wie dieses Werk die luthersche Melodie verarbeitet und hymnisch aussingen lässt, war nur einer von vielen Höhepunkten des Abends, und es war wie Weihnachten.

«Die Geburt Christi» aus dem Oratorienfragment schloss sich da an, wobei hier nicht nur glückselige Töne zu hören waren. Wenn der Stern zu Jakob aufgeht und Fürsten und Städte zerschmettert, fegt ein Sturm durch den Konzertsaal: Mendelssohns überkonfessionelle, liberale Religiosität, die auch die aufklärerischen Toleranzideen seines jüdischen Grossvaters Moses Mendelssohn einschloss, liess musikalisch nichts anbrennen, weder protestantische Militanz noch katholisches Mariensentiment und erst recht nicht das Jauchzen und Loben mit Pauken und Trompeten im 98. Psalm. Herbert Büttiker